



Krieg und Christentum

Von

Martin Romberg

Pastor in Schwerin i. Mecklb.



Schwerin i. Mecklb. 1915

Verlag des Hofbuchhändlers Friedrich Bahn



K 1915.6169

Krieg und Christentum

Von

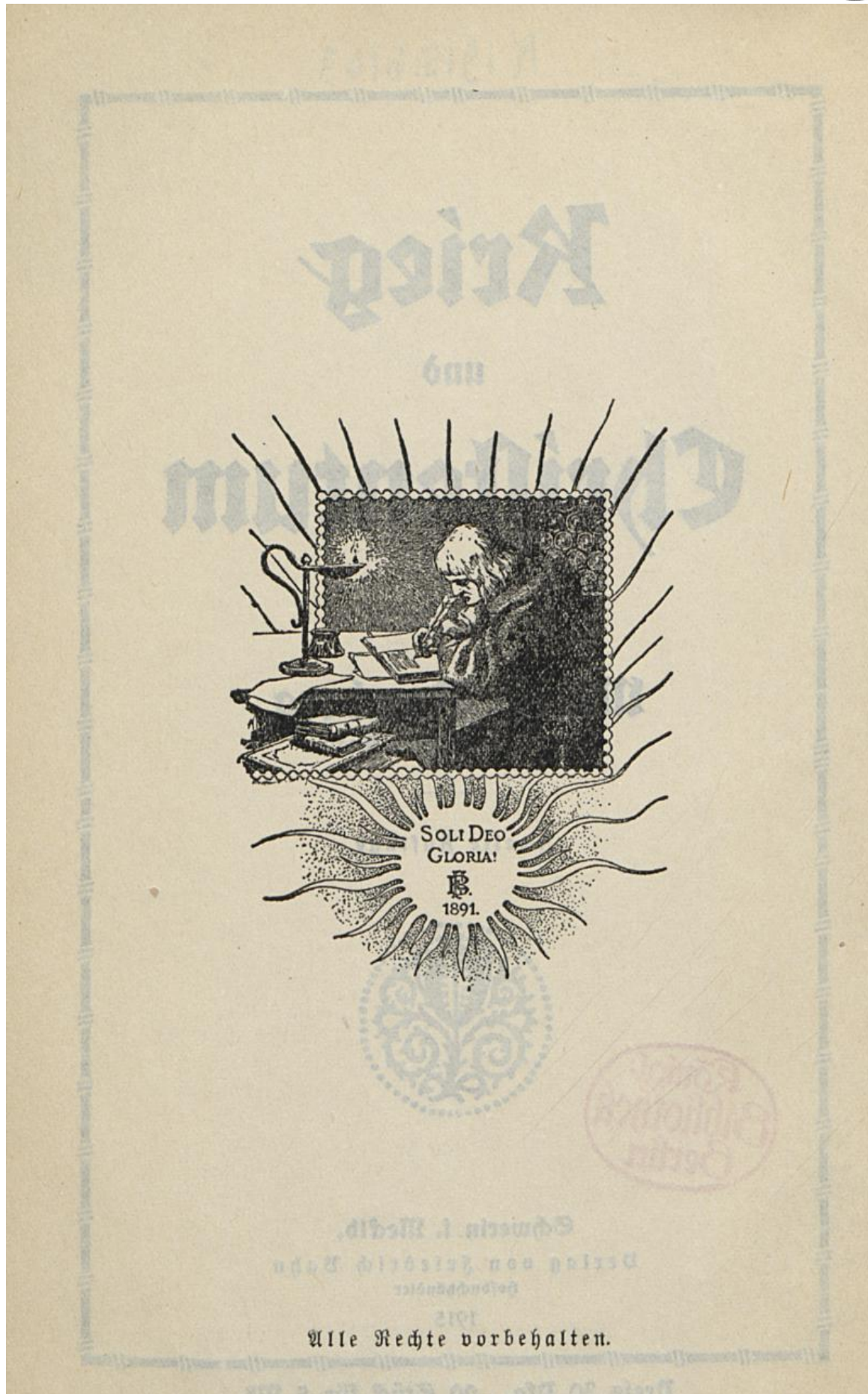
Martin Romberg,
Pastor in Schwerin i. Mecklb.

Zweite Auflage



Schwerin i. Mecklb.
Verlag von Friedrich Bahn
Hofbuchhändler
1915

Preis 30 Pfg. 20 Stück für 5 Mk.



Alle Rechte vorbehalten.



Krieg und Christentum.

Von Pastor Martin Romberg.

Es war in der Nacht vom ersten auf den zweiten August, da fuhr ein großer Passagierdampfer auf der unabsehbaren Wasseroberfläche des Atlantischen Ozeans unter der strahlenden Pracht des tropischen Sternenhimmels friedlich dahin. Die von der Tagesglut in den Kabinen zurückgebliebene Hitze hatte manche Fahrgäste veranlaßt, trotz der späten Nachtstunde auf dem Verdeck zu bleiben, um die erfrischende Nachtluft zu genießen. In der Nähe des Funkentelegraphisten, den man in seiner Kajüte hinter dem hellerleuchteten Fenster sitzen und die Telegramme aufnehmen sah, hatten sich einige Herren aufgestellt und sahen dem Beamten bei seiner Arbeit zu. Sie beobachteten in Ermangelung einer besseren Unterhaltung den Mann, wie er, die Telephonkappe auf dem Kopfe, ganz vertieft im Hören auf das leise und doch so beredte Summen seines Apparates war. Langsam schrieb er die geheimnisvollen Diktate auf, Buchstabe für Buchstabe, um sie bei einer etwa entstehenden Pause durchzulesen und ihren Wortsinne sich anzueignen. Bei einer solchen Pause rief man ihm zu: „Was gibt's neues?“ „Nichts,“ lautete die Antwort, „englisch-amerikanische Festlichkeiten in London; Baseballpartien in New York; Ehrenbezeugungen für den Vizekönig von Kanada...“ Plötzlich verstummt der Beamte. Sein gleichgültiger Gesichtsausdruck weicht dem einer großen Bestürzung. Er springt auf und starrt auf die wenigen Zeichen, die seine Hand soeben mechanisch auf den Papierstreifen geschrieben. „Was gibt's?“ „Was ist geschehen?“ so fragen die in der Nähe befindlichen Herren, auf deren Gesichtern sich ein Widerschein des Schreckens malt, der den Telegraphisten ergriffen hat. Als Antwort liest der Beamte die verhängnisvollen Worte vor: „Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt.“ „Das ist,“ fügt er hinzu, „der europäische Krieg.“

Wir verstehen alle den Schrecken des Beamten und der Schiffspassagiere. Haben wir alle doch ähnliches erlebt, als die furchtbare



— 4 —

Wirklichkeit des nahenden Weltenbrandes vor uns auftauchte. Zwar die Vorstellung war uns geläufig. Eine ganze Literatur, die sogenannten Kriegerromane, beschäftigte sich seit Jahren mit der drohenden Weltkatastrophe. Ich nenne nur den an Geist und Anschaulichkeit alle andern gleichartigen Schriften weit überflügelnden Kriegerroman: Seestern. Aber wer, der diese Schriften las, tat das nicht mit dem wohlthuenden Gefühl der Sicherheit, daß wir dergleichen nicht erleben würden. Wir sind eben vielfach von einem an Leichtsinne streifenden Optimismus beseelt.

Vor einigen Jahren hatte ich ein Gespräch mit einem Agitator. Er wollte das Militär abschaffen. Als ich auf die Möglichkeit eines Krieges hinwies, in dem wir ohne ein tüchtiges Heer verloren seien, erwiderte er sehr zuversichtlich: „Pah! Krieg gibt es überhaupt nicht mehr.“ Wenige Wochen später brach der italienisch-türkische Krieg aus, dessen ferner Donner nur das Nahen des Kriegsgewitters ankündigte, das sich jetzt über Europa entladet. Aber solche kurzichtigen Politiker gab es leider viele unter uns. Sie erklärten die Reden der Regierung von einem europäischen Kriege für Gespenstermalerei, womit man politische Kinder schrecken und willig machen wolle, die Militärvorlagen anzunehmen. Und nun ist das Gespenst lebhaftig auf der Weltbühne erschienen. Die Revolvergeschüsse in Serajewo, denen ein edles Fürstenpaar zum Opfer fiel, waren wie die Schläge der Mitternachtsuhr, die die Geisterstunde ankündigten.

Die neue, ernste Weltlage, die so geschaffen ist, hat eine Fülle neuer Fragen wachgerufen. Eine dieser Fragen ist die nach dem Verhältnis von Krieg und Christentum.

Wir werden zunächst den scheinbar unversöhnlichen Gegensatz zwischen Krieg und Christentum und sodann den Ausgleich desselben darzulegen suchen.

1.

„Ich kann mir nicht helfen, ich kann Krieg und Christentum nicht miteinander in Einklang bringen,“ so schrieb vor einiger Zeit ein Bekannter an uns. Das Wort ist jedenfalls Hunderten aus der Seele gesprochen. In der Tat erscheinen Krieg und Christentum als unausgleichliche Gegensätze. Die Seele des Krieges ist der Haß; diejenige des Christentums die Liebe. Der Krieg ruft zu Mord und Blutvergießen, zum Sengen und Brennen. Er will dem Feinde Schaden so viel er kann. Das Christentum verbietet, dem Nächsten an Leib und Leben, an Hab und Gut Schaden zuzufügen. Da heißt es: lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. Ja der Herr verbietet geradezu, daß wir uns wehren sollen. „Ihr habt gehört,“ sagt er in der bekannten Bergpredigt, „daß gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht wider-



streben sollt dem Übel, sondern so dir jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so jemand mit dir rechten will um den Rock, dem laß auch den Mantel.“ Und in demselben Zusammenhang verbietet er auch den Haß gegen die Feinde. Man soll keinen Unterschied machen zwischen den Menschen nach ihrem Verhalten gegen uns, wie die Juden das taten, wenn sie das Gebot der Nächstenliebe so auslegten: „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.“ Jesus verlangt gleiche Liebe gegen Freund und Feind. Denn Gott ist unser Vorbild; und er läßt seine Sonne scheinen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Jesus hat auch nach solchen Worten gehandelt. Er hat sich nicht gewehrt, als die Häscher kamen, ihn gefangen zu nehmen, ob er wohl die Macht hatte; vielmehr hat er dem Petrus gesagt: Stecke dein Schwert in die Scheide. Denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen.

So scheinen Jesu Wort und Verhalten den Christen jedes Sichwehren zu verbieten. Wie verträgt sich damit der Krieg?

Und wo bleibt im Krieg der Glaube an die Liebe Gottes? Wir feiern Erntedankfeste. Denn die Ernte auf den Feldern predigt uns handgreiflich die fürsorgende Liebe Gottes. Aber der Krieg zeigt uns eine andere Ernte.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Der hat Gewalt vom höchsten Gott.

Und er mäht ohne Wahl: die Männer in ihrer Kraft und die Jünglinge in der Blüte der Jahre. Sonst entsetzt man sich, wenn man an den Straßenäulen liest, daß ein Mensch von einem andern erschlagen ist. Aber im Kriege werden sie zu Tausenden gemordet. In der furchtbaren Schlacht bei Tannenberg in Ostpreußen wurden mehr als 100 000 Russen in die masurischen Sümpfe getrieben. Das Geheul der langsam Versinkenden übertönte den Kanonendonner und machte, daß russische Offiziere wahnsinnig wurden. Und solch einen Jammer kann Gott mit ansehen, er, der als der Allmächtige doch ihn zu hindern allein fähig war? Und an die erbarmende Liebe eines solchen Gottes sollen wir glauben?

Und wenn es nur die Soldaten wären, die unter dem Kriege zu leiden hätten. Aber der Krieg ist unbarmherzig. Er schont auch nicht Besitz noch Leben des friedlichen Bürgers. In die Häuser wirft er die Fackel, und zertritt die Felder und zerstört die Hoffnung des Landmanns. Mit erbarmungsloser Hand nimmt er den Hungernden das letzte Stück Brot. Ein Offizier erzählte mir als das Schrecklichste unter dem Schrecklichen, wie er in einem Hause eine Mutter mit ihren Kindern getroffen, die nur noch ein Brot gehabt hätten, sonst nichts. „Und dies eine Brot mußte ich



ihnen nehmen!“ Der Soldat muß essen, wenn er kämpfen soll. Sein Leben geht im Kriege allem andern vor. Ein italienischer Berichtersteller, der sich unmittelbar hinter den kämpfenden französischen Truppen aufgehalten, schrieb: „Ich habe an Massengräbern gestanden, in denen nicht etwa Soldaten sondern Zivilpersonen, Frauen und Kinder lagen. Der Hunger und das Elend des Krieges hatte sie haufenweise dahingerafft.“

Und welche Greuel zeitigt der Krieg. Er weckt im Menschen die gemeinsten Instinkte, die furchtbarsten Leidenschaften der Wut und Rache. In Rußland mußten die Deutschen ein Dorf zeitweilig in die Hände der Russen fallen lassen. Als sie es wieder zurückeroberten, fanden sie alle verwundeten Kameraden mit ins Gesicht gestoßenen Helmen und eingeschlagenen Hinterköpfen. Nun erschossen sie ihrerseits alle verwundeten Russen, die sie antrafen. Das war eine gerechte aber doch schreckliche Vergeltung. Der Krieg bestätigt eben hundertfach das Wort des Dichters: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Und solche Vorgänge sollen sich mit dem christlichen Glauben an einen Gott der Liebe vertragen?

Der einfachste Weg, um dieser Schwierigkeit zu entgehen, scheint der zu sein, daß man den Krieg mit der Sünde in der Welt auf eine Stufe stellt. Sünde ist das, was nach Gottes Wille nicht sein soll. So soll auch der Krieg nach Gottes Wille nicht sein. Damit würde aller Krieg für Unrecht erklärt. Kein Christ dürfte sich an ihm mit gutem Gewissen beteiligen. Er müßte sich weigern, die Waffe zu tragen. Das Wort Jesu: „Stecke dein Schwert in die Scheide“ würde danach jedem Christen unter allen Umständen gelten.

Wir sehen, daß diese Frage: Krieg und Christentum, keine nur akademische Auseinandersetzung ist. Sie hat eine hervorragende praktische Bedeutung. Die Aufgabe des Christentums würde es demnach sein, jeden Krieg unmöglich zu machen, indem es allen Jüngern Jesu zur Pflicht machte, sich jeglichen Kriegsdienstes, jeder Waffenführung im Krieg und Frieden zu weigern. Kriegsdienst in jeder Form wäre Unrecht; und ein Christ muß lieber sterben als Unrecht tun. In der Tat gibt es selbst unter Gelehrten Leute, die das Christentum als in unversöhnlichem Gegensatz zum Kriege stehend beurteilen. Es habe ja auch bei seinem Eintritt in die Weltgeschichte der Menschheit „Friede auf Erden“ verheißen.

Aber diese Auffassung bringt keine Rettung aus der Verlegenheit, in die uns das Verhältnis von Krieg und Christentum geführt hat. Besteht doch der christliche Glaube schon mehr als 1800 Jahre in der Welt. Und nach so langer Erziehungsarbeit an der Menschheit hat das Christentum nicht einmal die christlichen Völker vom Kriege abzuhalten vermocht. Untereinander fallen sie sich an und



drohen, die ganze christliche Kultur in ihrem eigenen Blut zu ertränken. Erscheint da nicht dieser Krieg wie eine öffentliche Bankerottklärung des Christentums und seiner Erziehungsarbeit an den Völkern?

Es war am 3. Januar 1878, da tagte im Norden von Berlin im sogenannten Eiskeller-Etablissement eine Arbeiterversammlung, in der nach einem Redekampf zwischen Stoecker und Most mit großer Majorität ein Beschluß gefaßt wurde, der einer Bankerottklärung des Christentums gleichkam. Dieser Beschluß wurde damit begründet, daß das Christentum nicht imstande gewesen sei, dem Elend der Menschheit ein Ende zu machen. Mit demselben Schein des Rechts könnte man heute die christliche Religion für abgetan erklären, weil es ihr nicht gelungen ist, in 1900 Jahren den Krieg abzuschaffen.

Oder wollen wir mit den Friedensschwärmern sagen, die Schuld an den Kriegen unter den christlichen Völkern trage nicht das Christentum, sondern eine kleine Gesellschaft ehrgeiziger Menschen, die ebenso willkürlich wie freventlich die Kriegsfackel unter die friedlichen Nationen schleudern? Aber solche Geschichtsauffassung ist unhaltbar. Gewiß gibt es Kriege, die durch verbrecherische Willkür einzelner angezettelt wurden. Aber die Mehrzahl der Kriege auch unter christlichen Völkern entsteht aus andern Ursachen. Es sind innere Notwendigkeiten, unausgleichbare Gegensätze zwischen den Lebensinteressen der Nationen, die zum Kriege drängen.

Bismarck hat einmal gesagt: Der Krieg sei doch eigentlich der natürliche Zustand der Menschheit. Das Wort stammt nicht aus einer Zeit, wo er den Krieg noch nicht kannte. Es ist im Felde geredet, am 1. November 1870 mitten unter den Schrecken des deutsch-französischen Krieges. Viele wird es befremden, aber es ist nichtsdestoweniger wahr. Das Naturleben ist auf Kampf und Krieg angelegt. Auch Schiller hat das erkannt und ausgesprochen:

Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen,
Wo eines hinkommt, muß das andre weichen,
Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben;
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.

Das Naturleben ist auf Selbsterhaltung angelegt und schließt mit Notwendigkeit den Kampf um die eigene Existenz ein. So ist es in der Pflanzenwelt, wo jede Pflanze, um selber leben zu können, der anderen Luft und Licht zu nehmen sucht. So ist es in der Tierwelt, wo ein Kampf aller gegen alle herrscht. Und soweit das Menschenleben dem Naturleben angehört, gilt auch hier das gleiche Gesetz. Das Brot, das deinen Hunger stillt, kann den andern nicht



sättigen; der Koch, der den andern wärmt, kann nicht auch dir den gleichen Dienst tun. Daher der Kampf ums Dasein, der auch das Menschenleben erfüllt, soweit es der Naturseite angehört.

Man redet von einem Krieg im Frieden. Mit vollem Recht. Auch wenn nicht die Waffen aufeinander schlagen noch die Kanonen donnern, ist in der Menschheit Kampf und Streit. Was ist denn Zank und Streit, was sind Prozesse, was ist der Konkurrenzkampf und der Streit der Parteien anders als Krieg im Frieden! Verschärfen sich die Gegensätze, geraten sie auf den Siedepunkt, so kommt es zu blutigen Zusammenstößen. Zank und Streit führen zu Mord und Totschlag; Parteikämpfe, wenn sie sich verschärfen, zum Bürgerkrieg, und wenn die Interessengegensätze der Völker ihren Höhepunkt erreichen, so haben wir den Krieg.

Das Christentum ist nicht in die Welt gekommen, diese Naturverhältnisse umzugestalten. Dann müßte es die Grundlage des ganzen Naturlebens ändern. Es müßte die Gegensätze, die immer wieder zum Kriege führen, aus der Welt schaffen, das tut es aber gar nicht; sondern es verschärft und vertieft sie. Es verschärft die sittlichen und die religiösen Gegensätze. Nie war der Gegensatz zwischen Gut und Böse, zwischen Glaube und Unglaube tiefer und unverföhnlicher, als seitdem das Christentum in der Welt ist. So legt es den Keim zu neuen Kriegen. Der Dreißigjährige Krieg war ein Religionskrieg und eben darum einer der blutigsten. Der Herr hat auch nie gesagt, daß er gekommen sei, den Krieg zu beseitigen. Er hat vielmehr gesagt: „Ihr sollt nicht meinen, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Das Christentum beurteilt die Weltlage in dieser Beziehung als eine hoffnungslose. „Die ganze Welt liegt im Argen.“ Der Krieg ist nur eine Erscheinungsform dieses Zustandes.

Aber wo bleibt denn der ganze christliche Idealismus? Antwort: Der christliche Idealismus besteht nicht in einer Verkennung der Wirklichkeitsbedingungen. Es ist keine Schwärmerei. Der christliche Idealismus bezieht sich nicht auf das Diesseits, sondern auf das Jenseits. Er träumt nicht von einer gradlinigen Entwicklung des Weltlebens zur Vollendung. Die menschliche Kultur ändert die Welt nur äußerlich. Sie gibt ihr ein anderes Gesicht, kein anderes Herz. Die Vollendung geschieht nur durch ein Wunder, durch ein Wunder, das die bestehende Welt dem Untergang weicht und an ihre Stelle einen neuen Himmel und eine neue Erde setzt. Da wird kein Krieg mehr sein, weil kein Gegensatz der Lebensinteressen; da wird ewiger Friede herrschen.

So vereinigt das Christentum Idealismus und Realismus, Glaubensbegeisterung und nüchternen Wirklichkeitsfönn. Und eben darin liegt seine Macht, denn darin liegt seine Fähigkeit, gewaltige Persönlichkeiten zu bilden, die mit beiden Füßen auf der Erde



stehen und doch das Herz im Himmel und den Himmel im Herzen haben. Das sind Leute, die sagen können mit Paulus: „Unser Wandel ist im Himmel.“

Man rühmt den deutschen Idealismus. Man sagt, er sei die Kraftquelle unseres Volkes. Gewiß. Aber vergessen wir auch nicht, daß nur der Idealismus großes leisten kann, der die Wirklichkeit nicht unter den Füßen verliert. Er muß sich eine nüchterne Betrachtung der Welt bewahren, sonst hört er auf wahr und segensreich zu sein.

Die beiden Männer, in denen sich christlich deutsches Wesen in vollkommenster Weise ausgeprägt hat, Luther und Bismarck, sie waren solche Idealisten mit nüchternem Wirklichkeitsinn. Darin liegt das Geheimnis ihrer Kraft. Gewiß ist es ein großer Schade, wenn der Lenker eines Volkes den Sinn für die Welt der Ideale vermissen läßt. Es ist ein Verhängnis Englands, daß in dieser Schicksalsstunde Europas ein Mann wie Grey am Steuer des Staatsschiffes sitzt, dem die Ideale fehlen, der das Unwägbare nicht zu wägen, das Unberechenbare nicht in Rechnung zu stellen vermag. Er regiert im Geist jenes gemeinen Grundsatzes, den einer seiner Vorgänger auszusprechen wagte, als man auf die räuberische und ungerechte Politik Englands gegen die Buren hinwies: „Was wollt ihr?“ sagte er. „Diese Politik nützt uns, also ist sie recht.“ Bei einer solchen Politik muß schließlich jedes Volk sittlich und materiell zugrundegehen.

Aber vergessen wir auch nicht die andere Seite. Ein Idealismus ohne Wirklichkeitsinn ist wertlos und auch verderblich. Er verkennet die Existenzbedingungen, auf denen nach Gottes Willen unser diesseitiges Dasein ruht. Solcher gefährlichen Schwärmerei macht sich derjenige schuldig, der von einem ewigen Völkerfrieden in dieser Weltzeit träumt und der darum den bewaffneten Frieden verpönt. Wohin das führt, zeigt uns Nordamerika. Es hat sich zu keinem ernstlichen Kriege gerüstet. Seine Flotte ist nicht einmal der des kleinen Japans gewachsen und sein Landheer ist in modernen Kriegen völlig unbrauchbar. Infolgedessen wagt es weder gegen die Übergriffe seiner Nachbarn, noch gegen den Lügenfeldzug der Feinde Deutschlands aufzutreten. Als Kaiser Wilhelm gegen die unerhörten Grausamkeiten und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde unsere tapferen Soldaten überschütteten, einen flammenden Protest an den Präsidenten Nordamerikas richtete und ihn zum Zeugnis für die Wahrheit aufrief, erklärte der Präsident vorsichtig: er dürfe nicht Partei ergreifen. Und was hat Nordamerika von den Tausenden, die es erspart, weil es größere Ausgaben für Kriegsrüstungen vermeidet? Ich sprach kürzlich einen Herrn, der aus Amerika zurückkehrte. Er sagte: „Amerika ist ein Land ohne Ideale. Es hat nur ein Ideal. Das

2



ist der Dollar.“ Besser ein Volk in Eisen und Stahl, als ein Volk, das um das goldene Kalb tanzt.

Der Krieg ist also auch nach christlicher Anschauung unter den jetzigen Weltverhältnissen eine Notwendigkeit. Einzelne Kriege mögen sich vermeiden lassen, der Krieg nimmermehr.

Wenden wir uns nun dem gegenwärtig tobenden Kriege zu, so kann es keine Frage sein, daß derselbe nicht ein Erzeugniß menschlicher Willkür, sondern das Ergebnis einer inneren geschichtlichen Notwendigkeit ist. Der Mord von Serajewo war nicht seine Ursache, sondern nur die äußere Veranlassung. Der Krieg wäre doch über uns gekommen, auch wenn die Kugel des Mörders ihr Ziel, das edle Fürstenpaar, verfehlt hätte. Der unversöhnliche Haß Frankreichs, das Streben Rußlands nach Küstenland und nach der Vorherrschaft auf dem Balkan und endlich die Gegensätze zwischen England und Deutschland auf dem Gebiet des Welthandels: das waren die eigentlichen Ursachen, die zum Kriege drängten.

Diese Ursachen waren nicht zu beseitigen. Keine Kunst der Diplomatie hätte das gekonnt. Es ist eine landläufige Ansicht, daß der Haß Frankreichs gegen Deutschland lediglich darin seinen Grund hatte, daß Deutschland 1870/71 Elsaß-Lothringen zurückerobert hatte. Die idealistische Politik Deutschlands in den letzten Jahren ging darum ausgesprochenenmaßen darauf aus, Frankreich für diesen Länderverlust auf dem Gebiet des Kolonialbesitzes zu entschädigen und es so zu versöhnen. Das war eine ganz verfehlte Sache. Man verkannte völlig die Ursache des französischen Hasses. Bestand er doch bereits vor 1870/71. Denn dieser Krieg wurde bereits unter der Parole: Rache für Sadoma, d. h. für Königgrätz, geführt.

Der französische Nationalcharakter hat etwas Ritterliches an sich, das ihn uns sympathisch erscheinen läßt. Mit diesem Charakter hängt sein großer Ehrgeiz zusammen. Er begehrt für sich den Ruhm, das kriegstüchtigste aller Völker zu sein. Es lebt in der Brust des Franzosen etwas von jenem Gefühl, das Klopstock ausspricht: „Reizend klinget des Ruhmes lockender Silberton in das schlagende Herz.“ Aber dies Streben nach Ruhm hat in Frankreich einen krankhaften Zug angenommen. Die gloire gilt ihm über alles. Daß Preußen durch seine glänzenden Siege über Österreich diesen Waffenruhm der Franzosen in den Schatten gestellt hat, das konnten sie ihm nie vergeben. Und dieser Haß führte zum Krieg von 1870/71, und dieser Haß hat auch den gegenwärtigen Krieg entzündet.

Bismarck hat einmal gesagt: „Völker vergessen schnell.“ In der Tat, das tun sie. Ich erinnere nur an 1866 und die jetzige



Waffenbrüderschaft zwischen uns und Österreich. Aber der französische Ehrgeiz vergißt nie eine Niederlage. Er haßt den, der ihn militärisch gedemütigt, bis er Rache genommen.

Dieser Haß der Franzosen war die eine Ursache des Krieges. Aber Frankreich war zu schwach, den Kampf allein mit uns aufzunehmen. Es bedurfte der Bundesgenossen und es fand sie in Rußland und England.

Rußland hatte eigentlich keine kriegerischen Absichten gegen uns, die Deutschen. Ein Gegensatz bestand aber zwischen ihm und Österreich-Ungarn. Rußland hat für seine riesige Ausdehnung zu wenig Küstenland. Man sagt: Wie die Fische durch Kiemen, atmen die Staaten durch Küstenland. So strebte Rußland nach allen Seiten ans offene Meer. Aber sein Verhängnis gönnte ihm nur Küstenland an eingeschlossenen Meeren wie die Ostsee und das Schwarze Meer, oder an Meeresteilen, die ihm keine eisfreien Häfen boten, wie das Nördliche Eismeer. Den einzigen eisfreien Hafen, den es sich an der Küste Chinas gewann, Port Arthur, verlor es wieder an Japan. Nun drängte es über den Balkan an das Mittelmeer. Zur Erreichung dieses Zieles erstrebte es einen slawischen Staatenbund auf dem Balkan unter seiner Vorherrschaft. Diesem Streben stand aber Österreichs Macht im Wege. Sie mußte gebrochen werden. Als Sturmbock wurde Serbien vorgeschickt. Es sollte alle slawischen Elemente in den österreichischen Grenzgebieten zum Aufruhr reizen. Diesem revolutionierenden Treiben setzte Serbien die Krone auf durch die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin, eines der edelsten Fürstenpaare Europas. Die angestellten Untersuchungen ergaben, daß die geistigen Urheber und Leiter des Verbrechens unter den Angehörigen des serbischen Fürstenhauses zu suchen seien. Es wäre gegen Ehre, Gerechtigkeit und Klugheit gewesen, hätte die habzburgische Monarchie diesen, die Existenz Österreichs bedrohenden Umtrieben, untätig zusehen wollen. Kaum aber holte Österreich-Ungarn zum Schlage gegen seinen bösen Nachbar aus, dem es nicht paßte, Frieden zu halten, so fiel Rußland ihm in den Arm. So machte es sich des Verbrechens mitschuldig, indem es den Verbrecher vor der gerechten Strafe zu schützen suchte.

Da Österreich nicht zurückgehen konnte noch wollte, schien der Krieg unvermeidlich. Und doch zögerte Rußland. Denn in echt germanischer Treue hatte Deutschland erklärt, daß es Seite an Seite mit Österreich kämpfen werde. Das gebot die Pflicht, das gebot aber auch die Klugheit. Wäre Österreich niedergeworfen, dann wäre zweifellos Deutschland an die Reihe gekommen. Dafür bürgte der Haß der Franzosen und der Slawen gegen alles Germanische. Einen Krieg aber mit Deutschland und Österreich zugleich scheuten viele. So rangen in Petersburg die Friedens- und



Kriegspartei miteinander. Die Wage schwankte. Da gab Englands Stellungnahme den Ausschlag. Es versprach Frankreich und Rußland seine Unterstützung. Dadurch verhalf es der russischen Kriegspartei zum Siege.

Diese Darstellung des Ganges der Ereignisse ist von einem ganz unparteiischen Zeugen bestätigt worden: von dem belgischen Geschäftsträger in Petersburg, Baron de l'Escaille, in einem amtlichen Bericht an den belgischen Minister des Auswärtigen, Davignon. Dies Schreiben passierte Deutschland am Tage der Kriegserklärung, dem 1. August, und wurde wie alle Briefe zurückbehalten. Da auf dem Briefumschlag kein Absender vermerkt war, öffnete man es, und so gewann die deutsche Regierung Kenntniss von dem Inhalt des Schreibens. Wichtig sind darin vor allem zwei Sätze.

„Unbestreitbar bleibt nur,“ schreibt der belgische Geschäftsträger aus Petersburg, „daß Deutschland sich hier ebenso wie in Wien bemüht hat, irgend ein Mittel zu finden, um einen allgemeinen Konflikt zu vermeiden.“

Mit diesen Worten wird der Friedensliebe Deutschlands ein glänzendes Zeugnis gegeben.

Zum anderen schreibt Escaille: „England gab anfänglich zu verstehen, daß es sich nicht in einen Krieg hineinziehen lassen wolle. . . . Heute ist man in St. Petersburg fest davon überzeugt, ja man hat sogar die Zusicherung, daß England Frankreich beistehen wird. Dieser Beistand fällt ganz außerordentlich ins Gewicht und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Kriegspartei Oberwasser zu verschaffen.“

Es ist also klar, England hat durch die Zusicherung seiner Hilfe zum Ausbruch des Krieges entscheidend beigetragen. Und dasselbe England will jetzt Deutschland und unsern Kaiser zum allgemeinen Friedensstörer stempeln!

Was aber konnte England zu solchem friedensfeindlichen Verhalten veranlassen? Die Antwort liegt klar vor: Es ist der Neid und die Furcht, womit Britannien die immer wachsende Ausdehnung des deutschen Welthandels betrachtete. Nicht als ob dadurch Englands Existenz gefährdet sei. Aber eine Schmälerung seines Gewinnes drohte ihm durch den deutschen Welthandel, und darum wollte es den Krieg. Das ist mit jener dem Engländer eigenen Rücksichtslosigkeit schon im Jahre 1897 von der Londoner Wochenschrift „Saturday Review“ ausgesprochen worden.

„Die Handelseifersucht, schreibt das Blatt, wird aus unzähligen kleinen Reibungen schließlich den größten Kriegsfall schaffen, den die Welt je gesehen hat. Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Eng-



länder in der Welt, der nicht um so reicher wäre. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder ein Erbfolgerecht gekämpft — müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 5 Milliarden Mark Krieg führen?"

Heute nach noch nicht zwei Jahrzehnten hat sich das Streitobjekt zwischen England und Deutschland mehr als verdoppelt. Danach ist das „muß“, von dem das Londoner Blatt redet, noch wesentlich gesteigert. Die englische Geldgier zwang also Britannien, Deutschland zu vernichten, damit am andern Morgen jeder Engländer in der Welt um so reicher wäre. Ein nichtswürdiger Grund zu einem Kriege mit einem friedlichen Volk, aber unausweichlich zwingend für eine goldhungrige Nation. Derselbe Grund hat England zum Krieg mit Holland und den Buren sowie zu dem berüchtigten Opiumkrieg mit China getrieben. Und vor einem solchen Nachbar sollten wir Deutsche uns sicher fühlen und seinen freundschaftlichen Versprechungen glauben? Hat es doch mitten im Frieden allen Ernstes einen Überfall auf unsere Flotte geplant, um das Wort eines seiner Admirale zu verwirklichen: Eines Morgens werden die Deutschen aufwachen und sehen, daß sie eine Flotte *g e h a b t* haben!

Was in Frankreich der militärische Ehrgeiz, das ist in England die Goldgier; Frankreich will Rache für die Schmälierung seines Kriegsrühms durch die deutschen Siege; England will Rache für die deutschen Handelserfolge auf dem Weltmarkt. Eine kriegerische Auseinandersetzung mit diesen Nachbarn war darum unvermeidlich.

Das fühlte man auch schon lange. Lag es doch seit Jahren über Europa wie die Schwüle vor einem Gewitter. Jeder spürte, daß wir einer Katastrophe zutrieben; aber niemand konnte sagen, wie das Unglück abzuwenden sei. Alle Kunst der Staatsmänner, alle Klugheit der Diplomaten vermochte nichts dagegen. Wir standen unter einem Verhängnis. In dieser Unentrinnbarkeit zeigte sich, daß der nahende Krieg ein göttliches Geschick sei. Das einzige, was die Regierungen tun konnten, war, sich für den Ernstfall zu rüsten. Es heißt darum, Ursache und Wirkung miteinander verwechseln, wenn der einzige Abgeordnete, der den Mut hatte, zu der Kriegsvorlage im Reichstage zu reden, Haase, den tobenden Kriegssturm auf das Betrüsten der Staaten zurückführte. Das Urteil steht auf einer Höhe mit dem des Schiffspassagiers, der den Ausbruch eines Unwetters daraus erklärte, daß der Kapitän habe Sturmsegel setzen lassen. Wir haben nicht zu viel, wir haben zu wenig gerüstet. Uns fehlt es an Reiterei, an Maschinengewehren, an Auslandskreuzern. Das ist die Folge einer kurzfristigen und bequemen Sparfamkeitspolitik, gegen die unsere Regierung oft ver-



geblich gekämpft und für die wir nun Blut und Leben unserer Söhne, Männer und Väter bezahlen müssen.

Der Krieg, auch der jetzt tobende Weltkrieg, ist also ein Verhängnis oder, mit Schiller zu reden, ein Geschick, das uns nach Gottes Willen trifft, und dem wir darum nicht entgehen konnten. Aber so stehen wir ja wieder vor der bangen Frage: Wie verträgt sich eine solche Schickung mit unserer christlichen Gottesvorstellung? Muß nicht der Glaube zu dem Gott der Liebe an der schrecklichen Wirklichkeit zerschellen? Und wie kann bei den Greueln des Krieges christliche Nächstenliebe bestehen?

2.

Indem wir uns nun anschicken, diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst zwei Wege als ungangbar abweisen, die die Menschen hier eingeschlagen haben.

Am 1. November 1755 wurde Lissabon von jenem bekannten schrecklichen Erdbeben heimgesucht, in dem Tausende ein jähes und furchtbares Ende fanden. Als der damals sechsjährige Goethe von dem Unglück erfuhr, stieg er auf den Boden seines väterlichen Hauses und baute dort einen Altar, auf dem er eine Reihe Früchte darbrachte: das waren die Opfer für seinen Gott, wie er ihn sich dachte; einen liebevollen, barmherzigen, guten Gott, der niemand etwas zuleide tat. Den Gott, der so schreckliche Gerichte über die Menschen brachte, wollte der kleine Goethe nicht anerkennen. Wie viele Menschen handeln so töricht, wie damals das Kind. Sie machen die Augen zu gegen den lebendigen Gott und erträumen sich einen Gott der Liebe, der doch nur in ihren Gedanken und sonst nirgends vorhanden ist. Aber diese Ausflucht genügt uns nicht. Uns kommt es auf den lebendigen Gott an, der die Wirklichkeit regiert und in dessen Hand wir mit Leib und Seele gegeben sind.

Den entgegengesetzten Weg sind die Heiden gegangen. Sie glauben in den die Weltgeschichte beherrschenden Gottheiten Wesen zu sehen ohne jedes Erbarmen; grausame Tyrannen, die mit den Menschen nach jenem Grundsatz verfahren: „Oderint, dum metuant.“ „Mögen sie hassen, wenn sie nur fürchten.“ Solchen Wesen gegenüber bleibt nichts übrig als Unterwerfung, zitternde Unterwerfung. Die Grundstimmung der heidnischen Religion ist darum die Furcht, wie Goethe das in jenem Lied ausspricht, das die Parzen, die Schicksalsgöttinnen, grausend sangen: „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht. Sie halten die Herrschaft in ewigen Händen und können sie brauchen, wie's ihnen gefällt.“

Aber wir Christen können weder den Weg Goethes, noch den der Heiden gehen. Jenen nicht, weil er mit der Wirklichkeit auch die Wahrheit verleugnet; diesen nicht, weil er einen vollkommenen



Rückschritt auf dem Gebiet des gewaltigsten Kulturfortschrittes bezeichnen würde: auf dem der Religion. Paulus bringt diesen Fortschritt zum Ausdruck, wenn er den Christen zuruft: Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Es ist der Triumph des Christentums, daß es uns Gott gegenüber nicht mehr unter den Geist der Furcht, sondern unter den des kindlichen Vertrauens stellt. Dieser Geist setzt aber den Glauben an den Gott der Liebe voraus. Solchen Glauben können wir aber nicht und brauchen wir auch nicht fahren zu lassen gegenüber der schrecklichen Schickung des Krieges.

Zunächst ist es schon eine Einseitigkeit, wenn man so redet, als ob nur der Krieg mit seinem Elend dem christlichen Glauben an Gottes Liebe ein Rätsel aufgäbe. Das tut nicht nur der Krieg, sondern alles Leid, von dem der Krieg nur ein Ausschnitt ist. So ist der Schnitter Tod nicht nur im Kriege an der Arbeit. Seine Sichel ruht auch im Frieden nicht. Sterben doch jede Minute 60 Menschen. Mit jedem Atemzug, den wir tun, tut ein Sterbender seinen letzten Seufzer. Und welch ein Meer des Leides bedeckt auch abgesehen vom Tode die Erde! Mit Recht hat man gesagt, wenn alle Seufzer der Menschen sich in einen Laut zusammendrängen würden, so würden sie den furchtbarsten Donner übertönen; und wenn alle Tränen von Menschengenossen geweint zu einem Strom zusammenfließen, würde dieser Strom der gewaltigste der Erde sein. In tausendfacher Gestalt schreitet das Elend über die Erde und schlägt die Herzen seiner Bewohner. Der Krieg häuft das Leid nur auf eine kleine Spanne von Raum und Zeit und bringt es uns dadurch zu deutlicherem Bewußtsein. Er ist dem Sturm vergleichbar, der die Wassermassen des Meeres zu Wellenbergen aufstürmt. Die Frage, wie Krieg und Christentum sich miteinander vertragen, läuft also auf die andere hinaus, wie das Leid und Christentum zueinander stimmen.

Da müssen wir uns zunächst klar machen, daß der christliche Glaube an den Gott der Liebe den andern an den heiligen und gerechten Richter nicht aus-, sondern einschließt. „Und weil ihr den zum Vater anruft, der ohne Ansehen der Person richtet nach eines jeglichen Werk, so führet euren Wandel, so lange ihr hier waltet, mit Furcht.“ So sagt Gottes Wort und faßt als zwei zusammengehörige Wahrheiten den Glauben an den liebenden Vater und die Furcht vor dem gerechten Richter.

Es ist eben ein Irrtum, daß Liebe und Zorn sich nicht miteinander vertragen. Es verträgt sich sogar Liebe und Haß. Was will denn die Liebe? Sie will das Beste. Das gönnt sie dem Geliebten. Und was ist das Beste? Das Gute. Gottes Liebe will



die Menschen gut machen. Sie ist eine erziehende Liebe. Darum kann sie nicht immer hätscheln und wohlthun. Sie muß auch unter Umständen wehe tun und schlagen. Die Griechen haben ein Sprichwort, das heißt: Ein Mensch, der nicht geschunden wird, wird auch nicht erzogen. Gottes Liebe ist eine erziehende, darum trägt sie die Rute in der Hand. Sie ist nicht gleichgültig gegen die Sünde, wie die Liebe weichlicher Eltern. Die können es nicht übers Herz bringen, das Kind zu schlagen, auch wenn es böse ist. So überlassen sie es der Macht des Bösen, und es trifft sie Salomos Wort: Wer bei seinem Kinde die Rute schont, der überliefert es dem Schwert. Gottes Liebe ist nicht so grausam. Sie scheut sich nicht, den Menschenkindern wehe zu tun, um sie zu retten. Wir haben alle nur einen Feind, der uns Schaden kann, das ist die Sünde. Sie ist der Leute Verderben. Wer uns liebt, der muß unsern Feind hassen. Wie Paulus sagt: Die Liebe sei nicht falsch. Hasset das Ure, hanget dem Guten an. Gottes Liebe ist nicht falsch, sondern echt. Darum sucht er die Menschen mit so viel Leid heim. Das Leid kommt von Gott und ist lauter Liebe.

Daselbe gilt vom Kriege. Er ist schrecklich, wie des Himmels Plagen. Doch er ist gut. Er ist ein Erziehungsmittel in der Hand Gottes. Der König der Hunnen nannte sich Attila, Gottesgeißel. Auch Napoleon soll von seinem weltgeschichtlichen Beruf eine gleichartige Empfindung gehabt haben. Er war auch eine furchtbare Zuchttrute für die Völker, insbesondere für unser deutsches Volk. Und doch, wenn wir auf jene Zeit zurückschauen, so sagen wir, daß sie heilsam gewesen ist. Ohne es zu wollen hat Napoleon dazu geholfen, daß unser Volk sich wieder auf seinen Gott und auf sich selbst besann. „Böse, böse, sagt man, wenn es da ist; hernach lobt man es dann.“ Dies Wort Salomos paßt auch hier.

Über allem Leid, auch über den düstern Kriegswolken, steht wie ein tröstlicher Regenbogen die Verheißung von den Friedensgedanken Gottes. Der Krieg ist der große Erzieher des Menschengeschlechts. Er läßt an den Einzelnen wie an den Völkern Tugenden zutage treten, nach denen man in Friedenszeiten vergeblich suchen würde. Das lehrt auch die Erfahrung dieses Krieges. Schon jetzt hat er ähnlich gewirkt, wie jener Krieg vor hundert Jahren.

Unser Volk ist durch den Krieg ein anderes geworden. Unter dem Donner der Kanonen ist es aufgewacht aus dem Schlaf der Gottentfremdung und einer alles Ewige verachtenden Diesseitigkeitsstimmung. Es hat angefangen, sich auf seinen Gott und auf sich selbst zu besinnen. Ein Suchen nach Gott, ein Verlangen nach dem Trost des göttlichen Wortes regt sich in weiten Kreisen. Die Kirchen füllen sich wieder. Christliche Blätter, Predigten und Neue Testamente werden willig und dankbar genommen. Die furchtbare Predigt des Todes, die uns so handgreiflich vor Augen



führt, daß alles Fleisch wie Gras ist und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume, und der tausendfache Zusammenbruch von Familienglück und Zukunftshoffnungen zieht die Gedanken nach oben und weckt in unserem Volk die bessere Seele. Viele beten wieder, die es lange nicht mehr getan. In den Schützengräben und auf den Schlachtfeldern halten sie einzeln oder in kleinen Gruppen morgens ihre Andachten, und wer nicht beten kann, jetzt möchte er es lernen. In einer Schlacht unter dem furchtbarsten Kugelregen lagen zwei Krieger nebeneinander. Rechts und links stöhnten die Verwundeten und seufzten die Sterbenden und über ihnen sangen die Kugeln ihr Todeslied. Da sagte der Eine: „Seit meiner Konfirmation war ich nicht wieder zur Kirche und zum Abendmahl. Ich kann nicht beten. Wie schrecklich, hier liegen und nicht beten können. Kannst du beten?“ Seine Seele hatte die Sprache Gottes verstanden und sehnte sich, ihr zu gehorchen.

Und welch ein Segen ist der Krieg für uns auf sittlichem Gebiet geworden! War's doch, als sollte unser Volk innerlich und äußerlich aus den Fugen gehen, so sehr war es im Banne der bösen Geister: des Weltsinns, der Habucht, der Genußucht, der Zuchtlosigkeit, des Parteihasses und des Klassenkampfes. Die gemeinsten Leidenschaften wurden in unserem Volk von gewissenlosen Agitatoren und eigennützigen Geschäftsleuten wachgerufen. Welch eine segensreiche Wendung hat hier der Krieg gebracht. Mit einem Schlage durchzuckte die deutsche Volksseele das Bewußtsein, daß für alle alles auf dem Spiele stehe, daß wir insgesamt miteinander stehen und fallen. Und dies Bewußtsein machte, daß wir einander wiederfanden. Die Größe der gemeinsamen Gefahr weckte in uns das deutsche Bewußtsein. Der Ernst der Stunde hob uns über uns selbst hinaus, über das kleine eigene Ich mit seinem Nutzen und Schaden. Vor allen stand das große Ganze, das Vaterland und seine Zukunft. Ein Sturm begeisterter Opferwilligkeit brauste durch die deutschen Herzen, nicht nur bei uns, sondern auch bei den Deutschen unter fremden Völkern und in fernen Weltteilen. Millionen trieb es, Gut und Blut dem Vaterland zu weihen. Das ist der Geist, der unsere jungen Regimenter unter dem Gesange der deutschen Nationalhymne auf den Feind stürmen ließ, dem Tode und dem Siege entgegen. Dieser Geist sprach aus den Worten jener Mutter: „Ich habe drei Söhne, sie gehen alle drei ins Feld. Aber wenn ich sechs hätte, sie sollten alle mit, und ich wollte ihnen keine Träne nachweinen!“ Und wie hat diese Kriegsnot die deutsche Treue gegen Österreich herrlich offenbart! Und wie hat sie die Herzen des Volkes seinem Kaiser wieder zugewandt! Jetzt steht er da, der Vielverkannte und Vielgeschmähte, als der von allen begeistert Verehrte und Geliebte! Das Volk hat seinen Wert erkannt. Es schaut ihn, den Helden und Christen, mutig vor den Menschen,



Ogo!
(für)
Wied.
demütig vor Gott, treu in der Pflichterfüllung, versöhnlich gegen seine Beleidiger, unser aller Vorbild. Ja wir erleben gewaltige Dinge. Trotz aller Schrecken ist die Gegenwart doch eine große, eine herrliche Zeit! Wer unter uns möchte sie nicht miterlebt haben? Wie der Schlag aus dem Stein die Funken, so hat dieser furchtbare Krieg die sittlich-religiösen Kräfte ausleuchten lassen, die in der Volksseele schlummerten. Und einen solchen Erzieher sollten wir nicht segnen? Wohl, er stellt uns an tausend Gräber, in denen unsere Söhne und Väter, unsere Männer und Brüder begraben liegen und mit ihnen wieviel Zukunftshoffnung und Erdenglück! Aber wie jener Geistliche den tiefgebeugten Eltern am Grabe ihres einzigen Kindes, eines hoffnungsvollen Jünglings, zurief: Es ist Liebe, lauter Liebe; so ruft uns auch dieser Krieg zu: Es ist Liebe, lauter Liebe!

Das tritt uns noch nach einer anderen Seite entgegen. Man sagt, der Krieg mit seinem Morden und Brennen sei doch alles andere, nur kein Werk der Liebe. Hat Christus nicht in ihrem Namen dem Petrus geboten, das Schwert in die Scheide zu stecken, und aus ihrem Geist heraus befohlen, dem Übel nicht zu widerstreben, sondern auf die eine Wange geschlagen, dem Angreifer auch die andere Wange hinzuhalten? Wie verträgt sich denn damit, daß christliche Völker sich anfallen und würgen wie wilde Tiere? Aber der Herr hat jene Worte nicht in dem Sinn geredet, daß sie unter allen Umständen Geltung haben sollten. Sich zur Wehre setzen ist nur da unchristlich, wo wir vor die Wahl gestellt sind, entweder Unrecht zu leiden oder Unrecht zu tun; und dem Übel sollen wir nur da nicht widerstreben, wo es nur das Übel ist, dem unser Widerstreben gilt d. h., wo wir uns lediglich von feiger Leidenschaft und gemeinem Eigennutz zur Abwehr getrieben fühlen. Aber der Herr kennt Verhältnisse, in denen noch andere Beweggründe unsere Handlungsweise bestimmen müssen. Wir stehen nicht allein in der Welt und haben nicht nur Pflichten gegen uns selbst. Und wenn die Liebe uns in einem Falle die Hände bindet, so löst sie uns dieselben wieder in einem anderen. Welche Mutter würde ihr Kind ein Verbrechen begehen lassen, wenn sie es hindern könnte? Auch haben wir oben im Hinblick auf die göttliche Liebe dargelegt, daß dieselbe mit dem heiligen, die Sünde strafenden Zorn unzertrennlich verbunden ist. Dasselbe gilt von der menschlichen Liebe. Denn diese ist nichts als ein Echo und Widerschein der Liebe Gottes.

So hat denn auch der Herr selbst nicht überall nach jenen Regeln gehandelt. Er hat selbst dem Übel widerstrebt und Unrecht gestraft und es dadurch an seinem weiteren Umsichgreifen gehindert. Seinen Mörder hat er sich wiederholt entzogen; und dem Knecht, der ihn in öffentlicher Gerichtsversammlung schlug, hat er nicht die andere Wange hingehalten, sondern ihn strafend zurückgewiesen



mit den Worten: „Habe ich übel geredet, so beweise es. Habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“

Mit solchem Verhalten hat Jesus auch nicht etwa den Willen Gottes verlassen, sondern erfüllt. Es geschieht nach Gottes Willen, daß das Unrecht in der Welt mit Wort und Tat gestraft wird. Das ist auch Liebe; eine Liebe, die sich in dem Eintreten für Recht, Wahrheit und Gerechtigkeit erweist. Denn so hilft man dazu, daß die sittliche Weltordnung aufrecht erhalten bleibt.

Der Glaube dankt Gott, daß Er „auf Erden Richter ist und läßt die Sünd nicht walten“; und die Liebe hilft mit an diesem göttlichen Barmherzigkeitswerk. Es wäre ein unsagbares Unglück für die Menschheit, wenn man Recht und Gerechtigkeit ungestraft verletzen dürfte. Wohl scheint das oft der Fall zu sein. Denn die Erde ist nicht nur ein Jammerthal; sie ist auch eine Behausung des Bösen. Darum gibt es der Fälle genug, in denen Gewalt vor Recht geht. Aber um so ernstlicher ist Gott darum zu tun, daß, so weit möglich, das Unrecht seine Strafe finde. So wird dem Überhandnehmen des Bösen gewehrt. Wo solche Hemmung fortfiel, wo das Wort: Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte, ganz und gar seine Wahrheit verlöre, würden alsbald Zustände entstehen, wie der Anarchismus sie erwünscht, der Gute würde dem Bösen den Platz räumen und alle Laster frei walten. Welch ein namenloses Unglück würde das für die Menschen sein.

Solch ein das Unrecht durch Strafe hemmendes Werk ist jeder gerechte Krieg und entspricht darum völlig dem Christentum. Auch der jetzt tobende ist also durchaus christlich. Denn er wird geführt um das Recht, ein Volk zu strafen, das den Frieden des Nachbarn durch Erregung von Aufruhr und mörderischen Überfall gestört hat. Der Fehler ist gleich dem Stehler; und wer, wie Rußland, Frankreich und England, den Mörder vor gerechter Strafe schützen will, macht sich seines Verbrechens mitschuldig. Die Geschichte wird es uns auch einmal Dank wissen, daß wir die sittliche Weltordnung und in ihr die heiligsten Güter der Menschheit mit unserm Gut und Blut verteidigt haben.

Noch in einer anderen Hinsicht dient der Krieg der Gerechtigkeit und Liebe. Wir wiesen schon darauf hin, welch ein Bußprediger der Ausbruch dieses Kampfes für unser Volk gewesen ist. Aber auch unsern Feinden ist er zum Segen geworden. So stimmen alle Nachrichten darin überein, daß Paris, dies moderne Babel, innerlich eine andere Haltung gewonnen hat. Die frühere Leichtfertigkeit und Gottlosigkeit ist verschwunden. Die Eitelkeit der Moden, die zuchtlosen Theateraufführungen und die alles Schamgefühl verlegenden Schaustellungen sind beseitigt. Statt dessen



gehen die Pariser zu Tausenden wieder zur Kirche und ersuchen Gottes Gnade.

Ich weiß, daß manche auf diese Zeichen einer inneren Umkehr bei unseren Feinden scheel sehen. Das ist unchristlich. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Und wollen wir gesinnt sein, wie es seinen Kindern zukommt, so müssen wir uns freuen über jeden Sünder, der Buße tut, er sei Freund oder Feind. Wie wir nicht Krieg führen gegen Verwundete und Kranke, gegen Weiber und Kinder, so auch nicht gegen die Seele. Es ist schändlich, wenn 1870/71 die Pariser Stadtverwaltung die Dörfer ins Lager der Deutschen sandte, um unsere Krieger zu verführen und an Leib und Seele zu verderben. Das ist eine Kriegsführung, die nicht menschlich ist, geschweige denn christlich, sondern teuflisch.

Aber nicht immer siegt im Völkerringen derjenige, der einen gerechten Krieg führt. Doch hört darum der Krieg nicht auf, ein christlicher zu sein. Erfolge können sittliche Fragen nicht entscheiden. Sterben für die gute Sache, auch wenn sie unterliegt, bleibt doch ein christliches Werk. Ein solches Volk, das in Verteidigung des Rechtes unterliegt, verliert auch nichts und der Gegner gewinnt nichts. Was hilft den Engländern der Zuwachs an Gold und Macht, den sie durch den aller Gerechtigkeit Hohn sprechenden Krieg gegen die Buren im Anfang dieses Jahrhunderts gewannen? Sie haben ihn teuer bezahlt mit ihrer Ehre und ihrem guten Namen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wird die Geschichte ihre Schande weitertragen, während sie den Ruhm der tapfern Buren preisen wird. Und wenn es wahr ist, was der Dichter singt:

Von der Erde Güter allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!

dann haben die Buren trotz ihres Unterliegens das höchste der irdischen Güter im Kampf mit den Engländern gewonnen.

Freilich drängen sich vom christlichen Standpunkt aus hier noch andere Fragen auf. Nicht immer sind die Kriege, zu denen das Vaterland seine Soldaten aufruft, gerecht. Ja derselbe Krieg, der für die eine Seite gerecht ist, ist eben darum für die andere ein ungerechter. Wie soll nun ein Christ sich zu einem verwerflichen Kampf seines Volkes stellen? Soll er in dem Falle seinem Vaterland den Dienst weigern? Manche haben so geantwortet. Aber solche Antwort gilt nur, wo noch die Einrichtung von Söldnerheeren besteht. Sie stellt es ja in jedes Einzelnen Belieben, ob er die Waffe führen will. Aber anders liegt die Sache da, wo jeder gesunde Mann zum Kriegsdienst verpflichtet ist. Diese allgemeine Wehrpflicht besteht heute bei den meisten



europäischen Staaten. Und sie ist sittlich voll berechtigt. Wer des Vaterlandes Schutz und Segen genießt, der hat auch die Pflicht, es in der Not zu verteidigen. Ob der Krieg, um den es sich handelt, ein gerechter oder ungerechter ist, kommt hier gar nicht zur Frage. Die wenigsten wären auch imstande, darüber zu urteilen. Wir sind in diesem Kampf fest von unserer guten Sache überzeugt; aber die Feinde, wenigstens die große Masse des Volkes, glauben ebenfalls das Recht auf ihrer Seite zu haben. Aber wie gesagt, die Frage nach dem Recht scheidet hier völlig aus. Ist der Kriegszustand eingetreten, so befindet sich das Vaterland in der Lage der Notwehr. Kämpft es nicht, so wird sein Recht und seine Freiheit mit Füßen getreten. Kämpft es und siegt es nicht, so ist es auch verloren. Jeder Krieg, ob gerecht oder ungerecht, ist ein öffentliches Unglück. Es ist Sache von Kindern und Narren, da zu fragen, wie das Unglück entstanden und wer an ihm schuldig ist. Die Stunde fordert etwas anderes: Hilfe zur Abwehr und Beseitigung des Unglücks. Nicht der Soldat ist für den Krieg verantwortlich, sondern die Obrigkeit. Sie wird Gott auch einmal Rechenschaft geben müssen. Der Bürger aber muß für das bedrohte Vaterland Gut und Blut einsetzen. Sich dessen weigern, ist Vaterlandsverräterei. Wer darum erklärt, er würde das Vaterland in der Kriegsnot im Stich lassen, der begeht ein Verbrechen; er weigert sich, seine Pflicht zu tun und verdiente wenigstens sofort aller bürgerlichen Rechte verlustig zu gehen.

Noch eine Seite gilt es zu besprechen bei dem Verhältnis von Krieg und Christentum. Es ist wahr, das Soldatenhandwerk ist morden und zerstören, und wir schauern zurück vor den Bluttaten und den Verwüstungen, die das Heer in der Leidenschaft des Kampfes vollbringt. Aber das ist nur die eine Seite der Sache. Nach der andern sind die Werke des Krieges Taten höchsten christlichen Heldentums. Da ziehen sie hin, unsere Jünglinge und Männer, um ihr Leben zu wagen und zu opfern für Weib und Kind, für Eltern und Geschwister, für Volk und Vaterland, für Kaiser und Reich. Ist das etwa ein unchristliches Tun? Sind es nicht Werke der Liebe, die Gott und Menschen gefallen? Gewiß, viele sterben in der Schlacht und kehren nie wieder zur Heimat zurück. Aber sind sie darum zu beklagen? Oder wollen sie darum beklagt werden? Wir haben sie gesehen, die ersten, die hinauszogen: wie jubelten sie und wie begeistert klangen ihre Lieder! Und noch heute, wo wir die furchtbaren Opfer des modernen Krieges kennen, rücken sie aus mit Blumen geschmückt wie zu einem Festtag. Und es ist auch ein Festtag, dem sie entgegengehen. Eine Ehre ist es, fürs Vaterland zu kämpfen; und eine noch größere, fürs Vaterland zu fallen. Selbst die Heiden empfanden so. „Süß ist es und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben.“ Und wenn



auch sonst schon Empfindungen durch unsere Seele klingen, wie die in jenem Lied ausgesprochene:

„Auch Vergehn und Sterben
Denkt mir süß zu sein,“

wieviel mehr werden wir es verstehen können, was sie sagen, unsere Helden:

„Kein schöner Tod ist auf der Welt,
Als wenn vorm Feind der Krieger fällt.“

Welchen Tod willst du diesem gleichstellen? Den Tod auf dem Krankenlager, in den vier Wänden des dumpfen Krankenzimmers? Nicht einmal leichter ist ein solches Sterben! Wie müssen sich unsere Kranken oft Wochen und Monate quälen! Wie dankbar würden solche oft eine feindliche Kugel begrüßen, die in wenig Augenblicken sie von allem Jammer erlöste! Und dabei sieht das Sterben auf dem Krankenlager so unnütz aus. Ich sage nicht, daß es unnütz sei. Aber es sieht unnütz aus! Aber der Tod auf dem Schlachtfeld ist nicht unnütz. „Fürs Vaterland“, das strahlt über ihm. Über dem Sterben der Krieger liegt ein Glanz jener Herrlichkeit, die das Kreuz auf Golgatha umleuchtet. Hier wie dort steht darüber: „Für uns.“ Gestorben für uns, damit wir leben möchten.

Ein Obertertianer in Potsdam hat in einem einfachen und doch ergreifenden Gedicht diese Herrlichkeit des Todes fürs Vaterland besungen.

Fern, ferne im Osten, da gähnt ein Grab,
Da senkt man zu Tausend die Toten hinab
für uns!

Im Westen, da ragt manch Kreuz schlicht und klein,
Da liegen sie stumm in langen Reihn
für uns!

Und wo im Winde rauschet das Meer,
Da gaben sie freudig ihr Leben her
für uns!

Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
Sie lehren nie wieder zur Heimat zurück
für uns!

Das ist das Sterben der Liebe, das ihren Tod so herrlich macht. Sie bringen ihr Leben ja nicht gezwungen, sondern von Herzen willig; nicht um schnöden Goldes willen, sondern für ihre Lieben, für ihr Volk. Gewiß, solche Opfer sollen wir alle bringen und können wir alle bringen. Auch im Frieden sollen wir sterben für die Brüder. Der Verzicht auf eigenen Vorteil, auf eigene Bequemlichkeit, auf eigene Freude und Erdenglück um des Armen,



des Kranken, des Hilfsbedürftigen willen, ist auch ein das Leben für die Brüder lassen. Und es ist gut, daß wir das können, hier in der Heimat, auch mitten im Frieden. Ein solches Sterben macht das Leben erst wertvoll. Wer nichts opfern will, gewinnt auch nichts. Und Tausende üben solch Opfern im Namen und im Geist dessen, der uns solch Liebessterben vorgelebt hat. Aber wie still geschieht das! Es klingt nicht in der Welt und es scheint nicht in der Welt. Es wird erst glänzen, wenn Gottes Hand den Schleier lüftet, der die edelsten Werke in dieser Welt so oft verhüllt. Aber das Sterben fürs Vaterland erkennt auch die Welt in seiner Heldengröße. Darum slicht man den Gefallenen Kränze, setzt ihnen Denkmäler, gräbt ihre Namen in Stein und Erz und läßt ihren Ruhm in Liedern über die Erde und durch die Zeiten schallen. Und ist solch Sterben zunächst ein weltlich Ding, es ist doch nicht fern vom Reich Gottes: ein Schritt nur, und es ist seliges Sterben zum ewigen Leben. Der Soldat braucht nur mit einem ehrlichen Bekenntnis vor Gott jedes Stäubchen aus seinem Gewissen zu waschen und sich der Gnade seines Heilandes zu getrösten, so wird er, fallend für das irdische Vaterland, das himmlische gewinnen. O seliger Tod, die Seele erfüllt von der großen Sache, für die man kämpft, einen letzten Gedanken zu den Lieben daheim und ein letztes Gebet zu Gott im Herzen, von der tödlichen Kugel getroffen, das Leben aushauchen zu dürfen. Das heißt sterben mit Gott für Kaiser und Reich. Es kann kein christlicheres Werk geben.

Ich will schließen mit dem Wort eines Engländers, der, wie alle Großen im Reich des Geistes, nicht seinem Volk, sondern der Menschheit gehört: mit einem Wort Shakespeares. Auch er hat sich schon mit der Frage nach dem Verhältnis von Krieg und Christentum beschäftigt. „Ich fürchte,“ läßt er einen Krieger in Heinrich V. sagen, „es sterben nur wenige gut, die in einer Schlacht umkommen: denn wie können sie irgend was christlich anordnen, wenn sie nur auf Blut gerichtet sind?“ Aber der König entgegnet: „Jeder Soldat sollte es im Kriege machen, wie jeder Kranke in seinem Bett: jedes Stäubchen aus seinem Gewissen waschen. Wenn er so stirbt, ist der Tod für ihn ein Gewinn.“





Dieses Heft ist ein Sonderdruck aus

Vaterländische evangelische Kriegs-Vorträge

Inhalt.

1. Krieg und Christentum.
Von Pastor Martin Romberg, Schwerin.
2. Der Wille Gottes im Kriege.
Von Domprediger Gerhard Tolzien, Schwerin.
3. Der Krieg als Volkserzieher.
Von Domprediger Friedrich Franz Melzer, Schwerin.
4. Das Gebet im Kriege.
Von Pastor Wilhelm Studemund, Schwerin.
5. Der Krieg und das Gottesgebot der Nächstenliebe.
Von Domprediger Friedrich Franz Melzer, Schwerin.
6. Das Kleine und das Große.
Von Domprediger Gerhard Tolzien, Schwerin.
7. Des Deutschen Demut.
Von Domprediger Gerhard Tolzien, Schwerin.
8. Die rechte Einigkeit.
Von Domprediger Gerhard Tolzien, Schwerin.
9. Das Leid im Leben des Kaisers.
Von Domprediger Gerhard Tolzien, Schwerin.
10. Vierfrontenkrieg in der Heimat.
Von Pastor Wilhelm Studemund, Schwerin.
11. Russische Schreckensherrschaft in Ostpreußen.
Von Pastor Paul Hurlig, Grevesmühlen.
12. Erntedankfest im Felde.
Von Offizier-Stellvertreter stud. theol. Hermann Peterjen, Schwerin.

Preis 1.50 Mk.

Eine zweite Sammlung vaterländischer evangelischer Kriegs-Vorträge von
Pastor Lic. Füllkrug in Bentzen erscheint gleichzeitig. (Preis 1.20 Mk.)

Verlag des Hofbuchhändlers Friedrich Bahn in Schwerin i. M.



Neue Schriften vom Weltkrieg!

- Berg, Dr. Hans**, Bürgermeister in Wesenberg, **Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte.** Geh. 0.90, kart. 1.—
Blandenburg, C. von, geb. von Bülow, **Bei uns zu Hause.** Ein Gruß ins Feld. Geh. 0.20
***Gallen, Vic. Alfred**, Divisionspfarrer der 17. (Mecklb.) Division in Schwerin, **Erlebtes vom belgischen Kriegsschauplatz.** Geh. 0.30
Heubner, Heinrich, Professor in Wernigerode, **Unter Emmich vor Lüttich. Unter Kluck vor Paris.** Selbsterlebtes aus dem Herbstfeldzug 1914. Mit Bildern. Kart. 1.50, gbb. 2.—
Hilbert, D. Gerhard, Professor und Konsistorialrat in Rostock, **Krieg und Kreuz.** Zwei Vorträge. Geh. 0.50
Hilbert, D. Gerhard, Professor und Konsistorialrat in Rostock, **Kriegs-Betstunden.** Heft 5. Gottseligkeit, Gottesfurcht. Heft 6. Gottvertrauen, Durch Christus zum Vater. Heft 7. Der Trost des Kreuzes Christi, Die Kraft des Kreuzes Christi. Je 0.10
***Hurzig, Paul**, Pastor in Grevesmühlen, **Russische Schreckensherrschaft in Ostpreußen.** 2. Auflage. Geh. 0.30

Vaterländische evangelische Kriegs-Vorträge.

- | | | | |
|----------|--------------|--|-----------|
| I. Band. | 12 Vorträge. | (Hrsg.: Gerhard Tolzien.) 3./4. Auflage. | Geh. 1.50 |
| II. | " 12 " | Von Lic. G. Jüllfrug. 3./4. Auflage. | Geh. 1.20 |
| III. | " 8 " | (Hrsg.: Domprediger Gerhard Tolzien.) | Geh. 1.50 |
| IV. | " 8 " | (Hrsg.: Domprediger Gerhard Tolzien.) | Geh. 1.50 |
- Weitere 2 Bände sind in Vorbereitung.

- Mau, Georg**, Pastor i. Schwerin, **Unser Heer und seine Kraft.** Geh. 0.20
***Riegel, Johannes**, Pastor in Wittstock, **Der Weltkrieg und Du.** Geh. 0.30
***Romberg, Martin**, Pastor in Schwerin, **Der Lügenfeldzug gegen Deutschland.** Geh. 0.30
***Romberg, Martin**, Pastor in Schwerin, **Krieg und Christentum.** 2. Auflage. Geh. 0.30
Tolzien, Gerhard, Domprediger in Schwerin, **12 Kriegs-Predigten.** 1. Band. 2. Auflage. Geh. 1.50
 — — **12 Kriegs-Predigten.** 2. Band. Geh. 1.50
 — — **Das Vaterunser im Kriege.** Kriegs-Betstunden. Geh. 0.80, kart. 1.—
 — — ***Englands Weltpolitik.** — ***Mein deutsches Vaterland.** — ***Fürst Bismarck.** Geh. je 0.30

Diese 3 sind deutsche Zeit- und Kriegs-Betrachtungen.

* 20 Hefte, auch gemischt (siehe auch die oben genannten), für 5 Mk. (je 25 Pfg.)

Vom Tage, Worte an das deutsche Volk.

1. Das Wiedersehen. — 2. Rechte Frauenhilfe (Den deutschen Frauen). — 3. Die Unabkömmlichen (Den deutschen Männern). — 4. Heilige Flamme, glüh' (Den deutschen Jünglingen). — 5. Lorelei und Germania (Den deutschen Mädchen). — 6. Der Schützengraben als Erzieher. — 7. Der Wille Gottes im Kriege. — 8. Das Kleine und das Große. — 9. Des Deutschen Demut. — 10. Die rechte Einigkeit.
 Heft 1—6 von Lic. Gerh. Jüllfrug. Heft 7—10 von Domprediger Gerh. Tolzien. — Jedes Heft kostet 10 Pf., 100 Hefte auch gemischt für 6 Mk.
Vorwerk, Dietrich, Konsistorialrat in Bußlar, **Was sagt der Weltkrieg den deutschen Christen?** 2. Auflage. Geh. 1.—
 — — **Hurra und Halleluja.** 53 Kriegslieder. 3. und 4. Auflage. Geh. 0.30
 — — **Heiliger Krieg.** Kriegschoräle nach bekannten Melodien. 6.—10. Tausend. (50 je 9 Pf. 100 je 8 Pf. 1000 je 7 1/2 Pf.) Geh. 0.10

Verlag des Hofbuchhändlers Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl.

15.14506